

Der Fachverband der Historiker und sein historischer Ort. Dimensionen einer vergleichenden Verbandsgeschichte

Matthias Berg / Martin Sabrow

ABSTRACT

The history of the German Historical Association is to evaluate and to write appropriate only in comparison with other scientific associations and academic cultures. This issue is dedicated to this transdisciplinary comparison of scientific associations and presents essays on the development of the German Sociological Association (Deutsche Gesellschaft für Soziologie), the German Association of German Studies (Deutscher Germanistenverband) and the American Studies Association.

Mehr als zwanzig Jahre nach der ersten, im April 1893 in München abgehaltenen „Versammlung Deutscher Historiker“ ließ Karl Lamprecht alle Hoffnung fahren. Der Historikertag habe seine „werbende Kraft verloren“, seitdem „eine immer mehr überwiegende einseitige Richtung“ ihn der „Freiheit der Diskussion, wie einer Diskussion überhaupt“ beraube, es werde „vor einer jüngeren Dozentschar teils zu deren Ergötzung“ lediglich eine „geistige Promenade“ ausgeführt. Dafür schien sich Lamprecht zu schade. Doch er beließ es nicht bei dieser Äußerung der Enttäuschung. Unter den „Vereinsveranstaltungen akademischen Charakters“, so warb Lamprecht in seinem Schreiben an den Kollegen Ernst Bernheim, scheine ihm „bei weitem die kräftigste doch der Hochschullehrertag“ zu sein.¹ Schon seit längerem ließ sich Lamprecht in seinem Sehnen nach einer seinen Vorstellungen angemessenen wissenschaftlichen Organisationsform nicht mehr

1 Karl Lamprecht an Ernst Bernheim, 23.12.1913, Universitäts- und Landesbibliothek Bonn, NL Karl Lamprecht (ehemals Bestand Kleve), 31. Vgl. M. Ogrin, Ernst Bernheim (1850–1942). Historiker und Wissenschaftspolitiker im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Stuttgart 2012, S. 44–61, 73–80.

durch disziplinäre Grenzen beschränken – er hatte gemeinsam mit Friedrich Meinecke zu den Gründungsmitgliedern der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gezählt und amtierte seit dem Jahr zuvor als Vorsitzender der „Gesellschaft für Hochschulpädagogik“.² Dem wenige Wochen vor seinem Klagebrief in Wien abgehaltenen, 13. Historikertag war Lamprecht bezeichnenderweise ferngeblieben, die im Frühsommer desselben Jahres abgehaltene Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure hingegen hatte er mit einem Vortrag über „Die Technik und die Kultur der Gegenwart“ beehrt.³ Grenzüberschreitungen zwischen Disziplinen, auch zwischen ihren universitären und außeruniversitären ebenso wie zwischen ihren vor allem forschenden oder vorwiegend vermittelnden Ausprägungen waren in den Geistes- und Kulturwissenschaften um die Wende zum 20. Jahrhundert weitaus mehr die Regel denn die Ausnahme. Die neuen „Konkurrenten in der Fakultät“⁴ beobachteten, adaptierten oder verwarfen, und sie wurden zugleich selbst zum Gegenstand einer interessierten Musterung alternativer Organisations-, Präsentations- und Diskussionsformen durch die „etablierten“ Fächer. Nur im Vergleich mit anderen Fachverbänden und Wissenschaftskulturen sind die Möglichkeiten, aber auch die Begrenzungen der – als Verband Deutscher Historiker 1895 zunächst zur Veranstaltung der Historikertage begründeten und nach 1945 als Verband der Historiker Deutschlands wiederbegründeten – Fachvereinigung der deutschen Geschichtswissenschaft angemessen zu bewerten und zu beschreiben. Verlangt ist eine transdisziplinäre Kontextualisierung, die den Historikerverband nicht allein räumlich oder zeitlich verortet als vielmehr disziplingeschichtlich, und danach fragt, inwieweit Gründung und Entwicklung des Historikerverbands einem bereits gebahnten „Normalweg“ folgte – und diesen womöglich selbst entscheidend prägte oder einen „Sonderweg“ beschritt, also inwieweit die Entwicklung des Verbandes der Professionalisierung, Institutionalisierung und Differenzierung in den Geistes- und Kulturwissenschaften folgte oder ihr zuwiderlief. Zu fragen ist deshalb nach der institutionellen Position und dem institutionellen Geltungsanspruch des Verbandes sowohl im Vergleich wie auch in der organisatorischen Beziehung zu kooperierenden und konkurrierenden Verbänden in Deutschland sowie im europäischen und transatlantischen Ausland. Schließlich enthält jeder Vergleich auch eine kontrafaktische Dimension. Gerade für eine lange Zeit als ungenügend etabliert geltende Vereinigung wie den Historikerverband, eher von den Rändern als vom Zentrum des Faches aus begründet und zudem mehrfach für längere Zeit inaktiv, verspricht die Betrachtung anderer Disziplinen auch Ausblicke auf institutionelle Entwicklungen, die dem Fachverband der Historiker verwehrt geblieben sind.

2 Zur DGS und Lamprecht siehe den Beitrag von Uwe Dörk und Henning Borggräfe in diesem Heft; vgl. zudem R. Pöppinghege, Der Historiker Karl Lamprecht und die frühe Hochschulpädagogik, in: Jahrbuch für historische Bildungsforschung 19 (2013), S. 153-168.

3 Vgl. das Teilnehmerverzeichnis in: Bericht über die dreizehnte Versammlung deutscher Historiker zu Wien, 16. bis 20. September 1913, München u. Leipzig 1914, S. 41-49 sowie K. Lamprecht, Die Technik und die Kultur der Gegenwart. Vorgetragen auf der 54. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure zu Leipzig, in: Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure 57 (1913), Nr. 38, S. 1523-1526.

4 Vgl. eine Vielzahl von Beiträgen in: Ch. König/ E. Lämmert (Hg.), Konkurrenten in der Fakultät. Kultur, Wissen und Universität um 1900, Frankfurt am Main 1999.

Die theoretische und methodische Selbstreflexion zählt seit jeher zu den Standards des Fachs Geschichte, und dies spiegelt sich auch in der über einhundertjährigen Geschichte der Historikertage. Die Öffentlichkeit der an einem Ort versammelten Disziplin ermöglichte – gelegentlich auch erzwang⁵ – offenbar in besonderem Maße die Auseinandersetzung mit der eigenen Fachgeschichte und der analytischen Reichweite ihrer Instrumentarien und Konzepte. Auch das vorliegende Heft ist aus einer Historikertagssektion hervorgegangen, die von den Herausgebern gemeinsam mit Christoph Cornelißen auf dem fünfzigsten Deutschen Historikertag in Göttingen im September 2014 veranstaltet worden ist. Dieser Versuch eines Vergleichs mit anderen Disziplinen versteht sich zugleich als Baustein einer in Vorbereitung befindlichen Geschichte des deutschen Historikerverbandes bzw. besser: der deutschen Historikerverbände zwischen ausgehendem 19. und einsetzendem 21. Jahrhundert und umfasst neben dem „alten“ und dem nach 1945 wiederbegründeten, westdeutschen Verband auch die Historikergesellschaft der DDR und den Unabhängigen Historikerverband in der DDR. Damit findet eine Diskussion ihre Fortsetzung, die auf dem Mainzer Historikertag 2012 begonnen wurde und die den Historikerverband selbst in diachroner und synchroner Perspektive in den Mittelpunkt rückte.⁶ Sie nahm ihren Ausgangspunkt von dem gerade angesichts des historiographiegeschichtlichen Booms der vergangenen Jahre überaus erstaunlichen Befund, dass die Fachvereinigung der Disziplin auch im hundertzwanzigsten Jahr ihres Bestehens noch keine monographische Würdigung erfahren hat. Eine erste Auswertung der Presserezeption der Historikertage bis 1937, die 1974 vorgelegt wurde, hatte schon aufgrund der auf Zeitungs- und Zeitschriftenauswertung beschränkten Quellengrundlage, aber auch wegen der Fragestellung einer Geschichte der Historikertage „im Spiegel der Presse“ zu einer vertiefenden Geschichte des Verbandes selbst nur wenig beitragen können.⁷ Erst mit einem 1996 von Gerald Diesener und Matthias Middell herausgegeben Sammelband gelang es, wesentliche Forschungsfelder und -fragen zu identifizieren, ohne dass dieser Impuls allerdings zu einer Initialzündung für eine intensivere Erforschung der Verbandsgeschichte wurde.⁸ Nicht zuletzt an dieses Konzept der „Historikertage im Vergleich“ möchte das vorliegende Heft anschließen, was sich nicht nur äußerlich im Publikationsort niederschlagen soll, sondern vor allem in der dezidiert interdisziplinär und auch international ausgerichteten Vergleichsperspektive.

5 Vgl. die 1998 auf dem Frankfurter Historikertag kulminierte Debatte um die nationalsozialistische Fachvergangenheit, dokumentiert in: W. Schulze/O. G. Oexle (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 1999.

6 Die Sektionsbeiträge wurden gesammelt veröffentlicht in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 64 (2013), Heft 3/4.

7 P. Schumann, *Die deutschen Historikertage von 1893 bis 1937. Die Geschichte einer fachhistorischen Institution im Spiegel der Presse*, Marburg 1974 (Diss. phil.).

8 G. Diesener/M. Middell (Hg.), *Historikertage im Vergleich*, Leipzig 1996 (Comparativ 6, H. 5/6). Die Internationalen Historikerkongresse und das Comité International des Sciences Historiques sind recht umfassend untersucht, vgl. K. D. Erdmann, *Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques*, Göttingen 1987. Zur Neukonstituierung der Geschichtswissenschaft nach 1945, auch des Verbandes, ist hinzuweisen auf W. Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1993, insbesondere S. 159–200.

Wie lassen sich die möglichen Untersuchungsebenen eines solchen Vergleichs zu konkreten Fragekomplexen bündeln? Zunächst sind natürlich die jeweiligen *Gründungsphasen und zeitlichen Zäsuren* in der Entwicklung anderer Fachvereinigungen in den Blick zu nehmen: In welchem wissenschaftshistorischem Umfeld und in welcher Phase disziplinärer Entwicklungen es zur Gründung von Fachverbänden kam, auch welche(r) Gründungsimpuls(e) zu identifizieren sind, zählt zu den Leitfragen eines Vergleiches, welcher die Stellung der Historikerverbandsgründung im wissenschaftlichen Feld zu ermitteln sucht. Gab es wissenschafts- bzw. bildungspolitische Motive, vergleichbar der Diskussion der Historiker um eine drohende Politisierung des Geschichtsunterrichts, die zur Entstehung beitrugen? Welche Folgen zeitigte der jeweilige Gründungsimpuls für die Rolle der Fachverbände innerhalb ihrer Disziplinen? Der Fachverband der Historiker war und blieb institutionell wenig verfestigt, nicht zuletzt weil er seit seiner Gründung nicht den Aufstieg der Disziplin, sondern eine längst entwickelte und ausdifferenzierte Wissenschaft begleitete: Sein disziplinärer Rang maß (und misst) sich an seiner vergleichsweise spät und unter starker innerdisziplinärer Konkurrenz erfolgten Etablierung. Zugleich wäre festzustellen, ob und für welchen Zeitraum die Prägekraft einer randständigen, aber auch die einer zugkräftigen Gründung anhielt. Die Historikertage, aus denen der Historikerverband als organisatorische Klammer hervorging, entwickelten sich rasch zu gefragten Versammlungsorten eines sich verstärkt pluralisierenden Faches, sie bedienten die wachsende Nachfrage nach inner- wie außerdisziplinärer Kommunikation. Institutioneller Erfolg bedeutete zunächst: Zuspruch und Nachfrage.⁹

Eine „Erfolgsgeschichte“, die durch den Ersten Weltkrieg eine jähe Unterbrechung erfuhr. Auch die auf die Kriegsniederlage folgende, sprichwörtliche wie faktische „Not deutscher Wissenschaft“¹⁰ verschonte Verband und Historikertage nicht, die institutionelle Krise beider gesellte sich zum Krisenempfinden in politischer, sozialer und wissenschaftlicher Hinsicht. Dem Verband als zumindest potentielle Standesorganisation der Geschichtswissenschaft wurden diese Krisen eine zusätzliche Last: Der vergleichsweise jungen, begrenzt etablierten Institution hätte eine dynamischere Gesamtsituation der Disziplin zum Vorteil gereichen können. Doch erst im Vergleich mit anderen, in ihrem Fachkontext different positionierten Disziplinen ist die Zwangsläufigkeit respektive sind alternative Entwicklungsmöglichkeiten abzuwägen, denn nicht die Geschichtswissenschaft im Generellen, sondern ihre Fachvereinigung hatte einen mehr als zehnjährigen Hiatus zwischen Wiener Historikertag 1913 und der ersten Nachkriegstagung in Frankfurt/Main 1924 zu erleiden. Entsprechend sind weitere politische Zäsuren auf ihre ver-

9 Vgl. M. Middell, Die ersten Historikertage in Deutschland 1893–1913, in: G. Diesener / M. Middell (Hg.), *Historikertage im Vergleich*, Leipzig 1996, S. 21–43; zur Frühphase des Historikerverbandes vgl. M. Berg, Zur Institutionalisierung der deutschen Geschichtswissenschaft: Der Verband Deutscher Historiker um 1900, in: Ch. Ottner / K. Ries, *Geschichtsforschung in Deutschland und Österreich im 19. Jahrhundert. Ideen – Akteure – Institutionen*, Stuttgart 2014, S. 223–242.

10 J. John, „Not deutscher Wissenschaft“? Hochschulwandel, Universitätsidee und akademischer Krisendiskurs in der Weimarer Republik, in: M. Grüttner u. a. (Hg.), *Gebrochene Wissenschaftskulturen. Universität und Politik im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2010, S. 107–140.

bandshistorischen Auswirkungen zu befragen, insbesondere die politischen Umbrüche 1933 und 1945, aber auch die Systemkonkurrenz bis 1989 setzten geistes- und kulturwissenschaftliche Disziplinen unter Veränderungs-, Anpassungs- oder Widerstandsdruck. Der Historikerverband gewann zwischen Kontinuitätsbestreben, Angeboten an den NS-Staat und zunehmender Marginalisierung keinen gefestigten Ort im nationalsozialistischen Wissenschaftssystem¹¹, wie aber sind seine Bemühungen im Licht der NS-Geschichte anderer Verbände einzuordnen? Inwieweit kann, für den Historikerverband wie für andere Disziplinen, nach den mehrfachen Neuanläufen nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, aber auch der nationalsozialistischen Herausforderung, überhaupt von einer institutionellen, personellen oder mentalen Verbandskontinuität gesprochen werden? Die deutsche Historiographiegeschichte nach 1945 ist nicht zu schreiben ohne den „Kalten Krieg der deutsch-deutschen Geschichtswissenschaft“. Doch bedarf es auch der disziplinären Vergleichsperspektiven, um zwischen einer besonderen legitimatorisch aufgeladenen Stellung der Geschichtswissenschaft und den allgemeinen Gegebenheiten von Wissenschaft in den Zeiten der Systemkonkurrenz zu unterscheiden. Gleiches gilt für die Transformationsphase nach dem Zusammenbruch des Ostblocks, verfügten auch andere, vormalig geteilte Fachverbände über einen, gegebenenfalls mit Fragezeichen zu versehenen „Vereinigungs-Historikertag“?¹²

Zweitens ist nach dem *Selbstverständnis, nach zentralen Aufgaben und der innerfachlichen Bedeutung einzelner Fachvereinigungen* zu fragen – was machte den Verband eigentlich zum Verband? Eine vergleichende Betrachtung des verfolgten Hauptzwecks einzelner Fachvereinigungen eröffnet ein weitgestrecktes Panorama, von der primären Abhaltung innerfachlicher Veranstaltungen bis hin zu dezidiertem Außendarstellung und Bewerbung des fachlichen Deutungsangebots, vom geschlossenen Fachzirkel bis zum öffentlichen Kongresswesen mitsamt seiner Exploration vielversprechenden Nachwuchses und der Abhaltung informeller Jobbörsen. Ein wesentlicher Grund für die stets diskutierte, gelegentlich auch prekäre Stellung des Historikerverbandes war sein beschränktes Arsenal an Funktionen. Neben seiner Hauptaufgabe, der Veranstaltung der Historikertage, gewann der Verband in den 1920er Jahren mit der internationalen Vertretung der deutschen Geschichtswissenschaft eine weitere wichtige Funktion, welche ihm auf nationaler Ebene – angesichts anhaltend gepflegter internationaler Konkurrenzen – einerseits zu einer integrativen Rolle verhalf, ihn andererseits aber auch zur Adresse nationalistischer Abwendungen von der „internationalen Gelehrtenrepublik“ werden ließ. Zunächst in ähnlicher Weise wie in der Weimarer Republik verhalf die internationale Verbandsvertretung auch nach 1945 dem Fach zum neuerlichen Entrée in die internationale Wissenschaftsgemeinde, bevor dort die „Stellungskriege“ zwischen Ost und West ausbrachen.¹³ Versuchen anderer Funktionserweiterungen allerdings, wie sie beispielsweise Karl Brandt – die

11 M. Berg, Der Verband Deutscher Historiker im Jahr 1933, in: VHD Journal 2 (2014), S. 60-65.

12 M. Sabrow, Der Kalte Krieg der deutsch-deutschen Geschichtswissenschaft, in: GWU 64, 2013, S. 174-186. C. Cornelißen, „Vereinigungs-Historikertag“ in Bochum? Zur Rolle des Verbandes der Historiker Deutschlands (VDH) in den Jahren 1989–1991, in: GWU 64 (2013), S.187-202.

13 K. Naumann, Gangstertaten, Stellungskriege und beherztes Improvisieren. Walter Markov und die internatio-

vermeintliche Gunst der Stunde noch unklarer nationalsozialistischer Wissenschaftspolitik nutzend – im April 1933 dem preußischen Wissenschaftsminister Bernhard Rust andiente, war kein nachhaltiger Erfolg beschieden.¹⁴

Wenn, wie im Falle des Historikerverbandes, neben der äußeren Repräsentation die Organisation des wissenschaftlichen Disputs und des innerfachlichen Austausches im Mittelpunkt der Verbandsarbeit stand, stellt sich zugleich die Frage nach der Stellung des Verbandes zu fachlichen Konfliktlinien. Bewertete Lamprecht noch, zumindest in der resignativen Rückschau von 1913, die Diskussionskultur auf den Historikertagen als ausgesprochen defizitär, erhielt der vom etablierten Fach und seinem Vertreter Albert Brackmann attackierte Ernst Kantorowicz auf dem Hallenser Historikertag 1930 ein Podium, um seine Vorstellungen der „Darstellung mittelalterlicher Geschichte“ zu präsentieren.¹⁵ Ob allerdings Werturteilsfreiheit und fachliche Neutralität gegenüber dem Streit der Schulen gewahrt blieben oder diese verletzt wurden, blieb aus der Perspektive der Betroffenen oftmals fraglich, insbesondere wenn diese sich aus einstmals führender Position mit dem fachlichen, aber auch gesellschaftlichen Wandel konfrontiert sahen, wie sich dies besonders markant 1964 abzeichnete:

*Auf dem Berliner Historikertag gab es eine Massenversammlung mit Claqueuren, besonders aus Hamburg, die das Bild eher einer politischen Volksversammlung als einer wissenschaftlichen Diskussion entstehen ließ.*¹⁶

Die Empörung Gerhard Ritters, formuliert auf dem öffentlichen Höhepunkt der Fischer-Kontroverse, lässt nach der Einflussnahme von Fachverbänden auf die disziplinäre Entwicklung fragen. Waren diese Kristallisations- oder eher Repräsentationsorte wesentlicher fachlicher Debatten? In Bezug auf die Fischer-Debatte, wie auch bei anderen geschichtswissenschaftlichen Konflikten wird man dem Historikerverband wohl eher letzteres zuzuschreiben haben. Selten fanden fachliche Debatten auf deutschen Historikertagen ihr vorrangiges Fachforum und ebensowenig ihren eigentlichen Ausgang oder Abschluss, oftmals aber eine öffentlichkeitswirksame Präsentation. Selbstredend wirkte sich die institutionelle Stellung des Historikerverbandes auf seinen Rang in fachlichen Debatten aus. Im Vergleich mit anderen Disziplinen kann hier eine umfassendere Einschätzung gewonnen werden, und zu fragen ist, ob und inwieweit die jeweiligen Vereinigungen zu disziplinären Integrationsorten wurden, ob disparate fachliche Positionen

nalen Historikerkongresse, in: M. Middell (Hg.), „Lust am Krími“. Beiträge zu Werk und Wirkung Walter Markovs, Leipzig 2011, S. 87–127.

14 Brandt suchte den weitgehenden Verzicht auf eigene Verbandspublikationen zu beenden und hatte die Mitwirkung des Verbandes bei einem geplanten „Reichsgeschichtsbuch“ angeboten, vgl. M. Berg, „Eine grosse Fachvereinigung“? Überlegungen zu einer Geschichte des Verbandes Deutscher Historiker zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, in: GWU 64 (2013), S. 153–163, hier S. 161.

15 Bericht über die siebenzehnte Versammlung Deutscher Historiker zu Halle a.d.S. vom 22. bis 26. April 1930, München u. Leipzig 1930, S. 25–27.

16 Gerhard Ritter an Schieder, 26.10.1964, BArch, NL Schieder 111. Vgl. zudem O. Blaschke, Der Verband im Umbruch? Herausforderungen und Konflikte um 1970, in: GWU 64 (2013), S. 164–173.

und Entwicklungen ihren Niederschlag fanden oder die Verbände Tendenzen fachlicher Homogenisierung zusätzlich verstärkten.

Komplementär zur Frage des verbandlichen Einflusses in der Disziplin ist die organisatorische Verfasstheit der Verbände bzw. ihre Stellung innerhalb der Institutionen der Disziplin zu diskutieren. Wer bestimmte über die Arbeit und Ausrichtung des Verbandes, welche Bedeutung kam der Verbandsführung gegenüber deliberativen Gremien wie beratenden Ausschüssen und Mitgliederversammlungen zu? Welches Geltungskapital vermochte der Verbandsvorsitzende zu entwickeln, inwieweit hing die Entwicklung des Verbandes von der Einflussstärke oder Führungsschwäche des jeweiligen Leitungsgremiums ab? Für den Historikerverband ergibt sich für die Zeit bis 1945 ein durchaus erstaunliches Bild selbstgewählter – vielleicht auch bewusst nur zugestanderener – organisatorischer Schwäche. Insbesondere der Verbandsvorsitz erfuhr eine wesentliche Schwächung durch die Praxis, stets einen Historiker zum Vorsitzenden zu wählen, der am Ort des jeweils nächsten Historikertages tätig war. Im Resultat führten von der Verbandsgründung bis zum Ersten Weltkrieg elf verschiedene Vorsitzende den Verband, nach der Unterbrechung durch den Ersten Weltkrieg amtierten zwischen Beginn der 1920er Jahre und 1933 wiederum nicht weniger als sechs Vorsitzende, was für die Stärke und Gestaltungskraft des Verbandes innerhalb der Disziplin sicherlich nicht als Vorteil gesehen werden kann. Erst als die nationalsozialistische Wissenschaftspolitik für Jahre die Abhaltung eines Historikertages, und damit auch eine Mitgliederversammlung mitsamt Vorstandswahl unterband, amtierte ein Verbandsvorsitzender länger als die üblicherweise zwischen den Historikertagen liegende Spanne von zwei Jahren. Bis zur Ernennung eines Nachfolgers 1937 – eine Wahl entsprach nicht den Vorstellungen nationalsozialistischen Führungsgeistes – amtierte der 1932 gewählte Göttinger Karl Brandi. Dessen ungewöhnlich lange Amtszeit, in der den Gestaltungsansprüchen des NS-Staates zu begegnen sowie zwischen dem institutionellen Eigensinn und der Mitwirkungsbereitschaft der Disziplin zu vermitteln war, kann der Erforschung der Verbandsgeschichte zu einem dichten Einblick in die Möglichkeiten und Grenzen des Verbandswirkens bis 1945 verhelfen.

Mit der Wiedergründung des Verbandes ab 1948 wurden schließlich Tagungsort und Verbandsvorsitz entkoppelt, und in Gestalt von Fachrepräsentanten wie Gerhard Ritter, Hermann Aubin, Hans Rothfels, Karl Dietrich Erdmann, Theodor Schieder und Werner Conze standen nun die tatsächlich führenden Historiker auch dem Verband vor.¹⁷ Doch auch am anderen Ende der hierarchischen Gliederung einer Fachvereinigung, bei den einfachen Mitgliedern, verbergen sich für den interdisziplinären Vergleich lohnende Fragen. Welche Rolle wurde Seiteneinsteigern, Außenseitern oder gelehrten Dilettanten zugestanden, fanden auch die öffentlichen und schulischen Wissensvermittler Gehör oder dominierten die Hochschullehrer und unter ihnen namentlich die Ordinarien? Für den Historikerverband war und blieb die Frage einer Partizipation vermeintlicher Amateure

17 Hierzu sowie zu den – im Gegensatz zum Verbandsvorsitz – teils jahrzehntelangen und entsprechend einflussreichen Mitgliedschaften im Ausschuss des Verbandes vgl. M. Berg, „Eine grosse Fachvereinigung“ (wie Anm. 9), S. 158-159 sowie zuvor bereits Middell, Die ersten Historikertage (wie Anm. 9), S. 34-39.

geradezu konstitutiv. Gegründet gemeinsam mit den vor allem an Gymnasien lehrenden Geschichtslehrern, wurde die Grenze zwischen professioneller und nicht-professioneller Geschichtswissenschaft sowie der entsprechenden verbandlichen Vertretung zur stets diskutierten, gleichwohl zu keinem Zeitpunkt endgültig beantworteten „Gretchenfrage“. Als in der Vorbereitung des ersten Historikertages nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, der schließlich in München im Herbst 1949 stattfinden sollte, auch die Frage der in den neu entstehenden Verband einzubeziehenden Kreise zur Diskussion anstand, konnte Hermann Heimpel einem allzu pluralen Ansatz nichts abgewinnen: „Die Masse war bei bisherigen Tagungen immer ein Hindernis. Es kommt auf repräsentative Qualität an.“¹⁸ Mit diesem Wunsch nach elitärer Abschließung jedoch konkurrierte die zugleich gehegte Hoffnung auf eine möglichst breite Basis der verbandlichen Repräsentation: Öffentlicher Einfluss zumindest bedurfte auch eines Mindestmaßes an öffentlicher Teilhabe. Zumindest Gerhard Ritter verwarf bald seine Bedenken, „unsere Tagung durch wissenschaftlich unproduktive Oberlehrer zu überfluten“.¹⁹

Die auch zuvor bereits vielfach befürchteten „Oberlehrer“ hatten sich 1913 bereits einen eigenen Verband gegeben, gleichsam ausgegründet aus der zunächst geteilten Vereinigung, blieben jedoch an den Historikertagen bis zum heutigen Tage beteiligt. Es bleibt deshalb auch zu fragen nach dem Verhältnis *interdisziplinärer Kooperation und Konkurrenz* in den jeweiligen Verbandsentwicklungen. Für die Geschichte des Historikerverbandes war es bedeutsam, dass er sich in einem bezogen auf die Geschichtswissenschaft institutionell bereits weitgehend gesättigtem Gesamtfeld zu etablieren hatte, während seine Position im weiteren disziplinären Umfeld weitaus weniger eindeutig war. Während für eine Vielzahl von Fächern der Geistes- und Kulturwissenschaften der Disziplinbildungsprozess um 1900 ohnehin allenfalls eingesetzt hatte, musste auch die Geschichtswissenschaft sich gelegentlich anpassen. Der bereits erwähnte, für Wien geplante Historikertag drohte, so der Verbandsvorsitzende Ottenthal, mit einer konkurrierenden Veranstaltung zu kollidieren:

Gegen den Beschluss, den Historikertag im Herbst 1912 hier abzuhalten, ist ein sehr schwer wiegendes Hindernis aufgetaucht. Es ist nämlich in den letzten Tagen der endgültige Beschluss gefasst worden, den nächsten deutsch-österreich. Juristentag in Wien vom 3. bis 7. Sept. 1912 abzuhalten. (...) Nun zeigt sich aber jetzt schon, wie viele Kreise, auf welche wir rechnen und rechnen müssen, auch durch den grossen Juristentag in Anspruch genommen werden. (...) Der Historikertag würde sich da also nach der geistigen wie materiellen Seite, bezüglich des vorbereitenden Komites wie bezüglich der Teilnehmer, einer wahrhaft erdrückenden Konkurrenz aussetzen.“²⁰

18 Hermann Heimpel an Gerhard Ritter, 27.2.1949, Akten des VHD, Korr. 1.

19 Gerhard Ritter an Hermann Aubin u. a., 9.5.1949, Akten des VHD, Box Verschiedenes (1948-54), Mappe VHD 1948-1953.

20 Emil von Ottenthal (Verband Deutscher Historiker. Der Vorstand) an Friedrich Meinecke, 24.10.1911, GStA, VI. HA NL Friedrich Meinecke 49, Brief Nr. 68.

Deutsche Juristentage wurden bereits seit 1860 abgehalten und die anstehende Tagung war bereits die 31., während die Historiker erst ihre 13. Versammlung in Angriff nehmen wollten. Entsprechend entschied sich der Verbandsausschuss, besser auszuweichen; tatsächlich fand der Wiener Historikertag erst ein Jahr darauf, im September 1913 statt. Es kennzeichnet den ambivalenten institutionellen Rang des Historikertages, dass er zum einen dieser Konkurrenz nicht ebenbürtig schien, zum anderen aber Vorbild und Inspiration für die entstehende Tagungskultur anderer Disziplinen war. Die in den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in den Geistes- und Kulturwissenschaften nachhaltig voranschreitende disziplinäre Ausdifferenzierung resultierte in der Gründung einer Reihe weiterer Fachverbände, welche sich durchaus am Beispiel der Geschichtswissenschaft orientierten, zugleich aber zwischen „Kommunikation und institutionelle(r) Abgrenzung“ changierten.²¹

Damit steht eine nachhaltige Veränderung des wissenschaftlichen Feldes in Beziehung, die ihren Niederschlag in den für das vorliegende Heft ausgewählten Vergleichsdisziplinen gefunden hat: Mit dem Germanistenverband und der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sind zwei der in den Blick genommenen Vereinigungen in diesen Jahrzehnten gegründet und institutionalisiert worden. Es liegt auf der Hand, zu fragen, wie diese Vereinigungen sich *vice versa* zum Historikerverband stellten, ebenso, wie sie mit anderen disziplinären Konkurrenzen umgingen. Verführte die eigene, noch wenig verfestigte Position zur überfachlichen Zusammenarbeit, oder beförderte diese im Gegenteil vielmehr innerdisziplinäre Abschließungsprozesse? Zudem lässt nicht zuletzt die Entwicklung der Fachvereinigung der Historiker die Musterung innerfachlicher Differenzierungsprozesse in anderen Verbänden als lohnend erscheinen und wirft die Frage auf, ob sich vergleichbare Phänomene etwa zur Ausgründung eines Verbandes der Geschichtslehrer oder anderer Binnendifferenzierungen durch die Gründung von Arbeitsgemeinschaften auch in den Institutionalisierungsprozessen anderer Fachverbände identifizieren lassen.

Schließlich kann und soll auch die *disziplin- und verbandshistorische Reflexion* selbst nicht vernachlässigt werden. Als Wissenschaftsvereinigungen stellten alle genannten Verbände auch Orte der disziplinären Rückschau dar, die als Knotenpunkte ihrer jeweiligen Disziplin fachliche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verknüpften. So war in verschiedener Hinsicht mit der Wiedegründung des Historikerverbandes nach 1945 eine disziplin- und institutionsgeschichtliche Selbstreflexion verbunden, die – in allerdings aus heutiger Sicht allzu dezenter Weise – nach Selbstvergewisserung über zweifelhaft gewordene Erkenntnisgrundlagen²², aber auch in durchaus praktischer, personalpolitischer Hinsicht verlangte. Es galt, die für fast jede – nicht nur wissenschaftliche – Institution zentrale Frage neu zu beantworten, wer nämlich auch künftig an ihr mitzuwirken zugelassen sei. Welche „politischen Voraussetzungen“ an die Mitgliedschaft im

21 G. Hübing, Historikertage und Soziologentage vor dem Ersten Weltkrieg. Kommunikation und institutionelle Abgrenzung, in: G. Diesener / M. Middell (Hg.), *Historikertage im Vergleich*, Leipzig 1996, S. 44-57.

22 Vgl. entsprechend den Münchner Vortrag des neuen Verbandsvorsitzenden Gerhard Ritter: Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgabe deutscher Geschichtswissenschaft. Eröffnungsvortrag des 20. Deutschen Historikertages in München am 12. September 1949, in: HZ 170 (1950), 1-23.

Historikerverband zu knüpfen seien, prägte die Gründungsberatungen von Beginn an. Da jedoch seitens der Besatzungsbehörden keinerlei Vorgaben erfolgten, verzichtete man auf eine Regelung dieses heiklen Punktes. Zuvor allerdings hatte sich Gerhard Ritter beim Nationalökonom Gerhart Albrecht erkundigt, wie beim Verein für Sozialpolitik verfahren worden sei. Eine politische Überprüfung finde nicht statt, antwortete Albrecht, doch habe man nur Kollegen eingebunden, bei „denen nach unserer Kenntnis eine schwere politische Belastung nicht vorliegt.“ Die Vertreter des Faches, denen man die Aufnahme „ihrer politischen Vergangenheit wegen“ nicht gewähren könne, seien „uns so gut bekannt, dass kaum ein Versehen zu befürchten“ wäre.²³ Ein entsprechender Kenntnisstand ist für die eigene wie die Biographien der Kollegen wohl auch bei den deutschen Historikern zu unterstellen, sodass die im Berichtsheft zum Marburger Historikertag 1951 aufgeführten Mitgliedschaften von Ernst Anrich, Helmut Berve, Günther Franz, Karl Alexander von Müller sowie Reinhard Wittram kaum einem „Versehen“ geschuldet gewesen sein dürften.²⁴ In seiner Kontinuitätsgewissheit und in der entschlossenen Abwehr unliebsamer vergangenheitspolitischer Diskussionen sollte sich der Historikerverband in den folgenden Jahrzehnten auf frappante Weise treu bleiben, wie sich besonders im Vergleich mit anderen Disziplinen markant heraushebt. Während die Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte im Nationalsozialismus in den 1960er Jahren, insbesondere auf dem Münchner Germanistentag 1966, eine „Zäsur in der Geschichte und Verbandsgeschichte der Germanistik“ markierte²⁵, entschied der Ausschuss des Historikerverbandes im selben Jahr, dass auf dem anstehenden Historikertag „die Frage der deutschen Geschichtswissenschaft in der NS-Zeit nicht zu Behandlung“ gelange.“²⁶ Es bleibt ein bemerkenswertes Faktum, dass ausgerechnet die Zunft der Historiker die Chance einer institutionellen Selbstreflexion so entschlossen verschenkte – und sich dabei auch der Chance begab, eine gesellschaftliche Führungsrolle in der offensiven und energischen Auseinandersetzung mit der nahen Vergangenheit einzunehmen.

Dieser umfassende Themen- und Fragenkanon wie auch die skizzierten Untersuchungsebenen einer vergleichenden Verbandsgeschichte haben die folgenden Beiträge angeregt, ohne ihnen eine verpflichtende Last zu sein. Andere Fragen und andere Schwerpunkte waren je nach verbandlicher Entwicklung angezeigt. Zudem erscheinen auch weitere

23 Gerhard Albrecht an Gerhard Ritter, 15.1.1949, Akten des VHD, Korr. 1a.

24 Vgl. das Mitgliederverzeichnis in: Bericht über die 21. Versammlung deutscher Historiker in Marburg/Lahn, 13.-16. September 1951, Offenburg/Stuttgart o.J., S. 51-56.

25 Vgl. den Beitrag von Myriam Richter und Hans-Harald Müller in diesem Heft: Der Deutsche Germanistenverband – eine „Fachgenossenschaft“ im Zielkonflikt, hier S. 14.

26 Eine entsprechende Anregung war von Gerd Tellenbach ausgegangen, vgl. die Absage des Verbandsvorsitzenden Karl Dietrich Erdmann an Tellenbach, 22.7.1966, BArch, NL Erdmann 67. Der Verband entzog sich damit auch dem innerdisziplinären Trend: Erst im Jahr zuvor war Hans Rothfels' Tübinger Vortrag gedruckt worden (Die Geschichtswissenschaft in den dreißiger Jahren, in: A. Flitner (Hg.), Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus. Eine Vortragsreihe der Universität Tübingen, Tübingen 1965, S. 90-107). Auf Helmut Heibers Studie (Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, Stuttgart 1966) folgte im nächsten Jahr die Untersuchung Karl Ferdinand Werners (Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft, Stuttgart u. a. 1967).

Vergleiche vielversprechend, ob beispielsweise mit den die Historikertage ihrerseits inspirierenden Juristentagen oder dem eingangs erwähnten Verein Deutscher Ingenieure. Die komparatistische Herausforderung, der sich das Themenheft zu stellen versucht, liegt allerdings weder in der Fülle denkbarer Vergleiche noch in einer etwaigen Verpflichtung, bei jeder Gegenüberstellung zweier (oder mehrerer) Fachvereinigungen dieser – aus dem Blickwinkel der Entwicklung des Historikerverbandes erstellten – Agenda zu folgen. Ebenso wenig, wie ein Regel- oder Normalverlauf disziplinärer Institutionalisierung zu identifizieren ist, liegen auch der Entstehung und Entwicklung wissenschaftlicher Fachvereinigungen keine „Idealtypen“ zu Grunde, von denen im jeweiligen Einzelfall zwar stets abgewichen wird, die aber einen Vergleich grundieren, ihm als überprüfbare Folie dienen könnten. Bereits der disziplinär beschränkte Blick auf „Funktion und Entwicklung von Historikerverbänden“²⁷ verdeutlicht die Vielzahl von möglichen Ausgangsbedingungen, Motivationen, Entwicklungschancen und Hemmnissen für Vereinigungen nur eines einzigen Faches. Das vorliegende Themenheft ist disziplinär weiter gefasst, vereint mit der Soziologie, der Germanistik, den American Studies sowie den Geschichtswissenschaften jedoch sich zumindest nahestehende, vielfach ähnliche Problemlagen bearbeitende Fächer der Geistes- und Kulturwissenschaften. Doch selbst die schlichte Frage nach dem Zweck, den der jeweilige Verband für die Disziplin erfüllen sollte und erfüllte, ist für alle vier Fächer unterschiedlich zu beantworten. Entsprechend werden die ausgewählten Disziplinen mitsamt ihren Fachvereinigungen nicht durch ihre jeweilige Entwicklung, sondern durch die an diese in hinreichend gemeinsamer Weise zu formulierenden Fragen vergleichbar – ob diese Fragen auch für Disziplinen etwa der Natur- und Technikwissenschaften oder Vereinigungen jenseits des engeren wissenschaftlichen Rahmens sinnvoll sind, wird sich noch erweisen müssen.

Folglich aber ist die Einleitung zu diesem ersten Vergleich von „Verbandsgeschichten“ zunächst auf eine Vielzahl von Fragen konzentriert, gibt zugleich jedoch – wenn auch in einer dem Rahmen entsprechend sehr verknappten Form – Hinweise darauf, welche Antworten die Entwicklung des Historikerverbandes bereit hält. Als grundlegendes Narrativ der Verbandsgeschichte scheint sich *grosso modo* das Ringen des Verbandes um seine Stellung innerhalb der historischen Disziplin anzubieten – für eine wissenschaftliche Fachvereinigung eine durchaus ungewöhnliche Position, die die zu vermutende Nähe oder Identität von fachlicher und verbandlicher Entwicklung verneint. Eine fraglos vergrößerte Einschätzung, die aber an Profil gewinnt, nimmt man als Vergleichsobjekt die Deutsche Gesellschaft für Soziologie hinzu. Diese, wie Uwe Dörk und Henning Borggräfe in ihrem Beitrag zeigen, war ganz im Gegensatz zur Entwicklung in den Geschichtswissenschaften ein wesentlicher, wenn nicht *der* Kern des Disziplinbildungsprozesses wie der folgenden Institutionalisierung der Soziologie. Diese, den historischen Wissenschaften ebenso eng verbundenen wie zugleich misstrauisch als aufstrebende Deutungskonkurrenz beäugt, demonstriert mit besonderem Nachdruck die folgenreiche

27 Vgl. G. Lingelbach, Funktion und Entwicklung von Historikerverbänden im internationalen Vergleich, in: GWU 64 (2013), S. 139-152.

Bedeutung unterschiedlicher disziplinärer Entwicklungsgrade für die Stellung einer sich ausbildenden Fachvereinigung. Ein „merkwürdiger Verein“²⁸ beschäftigt hingegen Myriam Richter und Hans-Harald Müller mit dem Deutschen Germanistenverband, der im „Zielkonflikt“ zwischen weltanschaulichem und bildungspolitischem Engagement sich zunächst fast wissenschaftsfeindlich gerierte; nicht wie bei den Soziologen mittels beschränkter Zugänge zur Vereinigung die Bildung einer fachlichen Elite zu befördern suchte, sondern im Gegenteil als „Weltanschauungs- und Gesinnungsverein“ allen offenstehen wollte, die seine völkisch orientierten Überzeugungen teilten. Allerdings zeigt der Beitrag Richters und Müllers auch, welchen Funktionswandel Fachvereinigungen vollziehen können: Nach einer intensiven Reformphase in den 1960er Jahren avancierte der Germanistenverband zum Motor disziplinärer Innovation, auch zum Ort kritischer Selbstreflexion der Germanistik. Im dritten Beitrag schließlich erweitert Levke Harders die Vergleichsebenen um eine internationale Perspektive; sie verfolgt die Disziplinbildung und Institutionalisierung der American Studies in der Mitte des 20. Jahrhunderts und verdeutlicht insbesondere den Preis der fachlichen Professionalisierung: Nicht nur die Themen und Methoden der Disziplin, sondern auch die an ihr Beteiligten wurden einer „Normierung“ unterzogen, im Resultat kam es zu einem weitgehenden Ausschluss von Laien wie auch zur Marginalisierung von zunächst für die Entstehung des Faches wesentlichen Amerikanistinnen.

28 M. Richter / H.-H. Müller, Merkwürdiger Verein. Gegen Griechen und Römer an deutschen Universitäten: Die Geschichte des Germanistenverbandes, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 233 v. 8.10.2014.